

Das Licht am Eingang des Tunnels

Mit Furor und Besonnenheit vermisst V. S. Naipaul in seinem Reisebericht „Afrikanisches Maskenspiel“ Angst, Magie und die Zivilisationschancen des europafernten Kontinents.

Von Markus Gasser

Er wusste nicht weiter: Kaum dass er Anfang der fünfziger Jahre der glühend öden Leere seiner Geburtsinsel Trinidad nach Oxford entronnen war, überrannte ihn eine derart aussichtslose Verlorenheit, dass er eines Tages den Gasbahn aufdrehte und sich in seinem besten Anzug auf die Bahre seines Bettes legte und die Augen für immer schloss. Sollte er im Purgatorium landen, würde er seine Jahre auf Trinidad wie die in England zur Milderung seiner Strafe geltend machen können.

Wie gern hätte der Tod diese Herausforderung angenommen; doch das Gas ging ihm aus: Kein schlechtes Omen, und Viadhar Surajprasad Naipaul begann, seinen Selbstmord hinauszuzögern, indem er sich tagaus, nachtein ins Dasein schrieb. Nur ein Buch nach dem andern – Romane, Essays und der von ihm zu einer eigenen Kunstform ziselierte Reisebericht – sicherte ihm ein Recht auf seine Existenz. Mit dem „Haus für Mr. Biswas“, Naipauls erstem Meisterwerk, schien das Commonwealth 1961 jenen literarischen Wettstreit gegen die Vereinigten Staaten, den es seit dem Zweiten Weltkrieg verbissen austrug, für sich entschieden zu haben. „Die Welt ist, was sie ist“, begann Naipaul denn auch

1979 den besten seiner und aller Romane über Afrika, „An der Biegung des großen Flusses“, und wer nichts aus sich macht, hat keinen Platz in ihr.

Mit diesem *Do or die*, „Erschaffe oder stirb“, der Unvorhersehbarkeit der so pointiert strengen Lyrik seiner Prosa und einer ans Unverschämte bis Taktlose grenzenden Freimütigkeit ist der inzwischen fast Achtzigjährige zu einem jener extremistischen Schriftsteller emporgewachsen, die sich die Weltliteratur gerade noch leisten kann – und zu einem Albtraum für jede vage linksliberale Gesinnung, ihren theatralischen Kummer ob der Suprematie des „imperialen Westens“ und ihren touristischen Dritte-Welt-Fetischismus, der von der basarreichen Kultur Indiens und Afrikas schwärmt, von Lastenausgleich und ihrem Urlaub in Dubai und auf sumpfigem Grund vom „Dialog zwischen Ost und West“: all das immer in der Gewissheit dahingesagt, es werde ohne realpolitische Konsequenz bleiben, da der eigene Le-

bensstandard andernfalls aufs Empfindlichste gefährdet wäre. Dabei sprach Naipaul mit oft ätzender Bitterkeit nur offen aus, was führende Afrikanisten wie John Iliffe oder Richard Rathbone und seine vermeintlichen Kontrahenten von Breyten Breytenbach über Édouard Glissant und Le Clézio bis zu Derek Walcott hinter den bleiernen Abstraktionen eines „postkolonialen Diskurses“ verbargen.

Als Naipaul zum Sir ernannt und ihm 2001 obendrein der Literaturnobelpreis zuerkannt wurde, kam ihm der Protest aus Iran und Englands muslimischer Glaubensgemeinschaft nur recht: In seinen ersten beiden Büchern zu den Religionen Afrikas, „Eine islamische Reise“ und „Jenseits des Glaubens“, hatte er die Theokratien des Islam eines neuen Kolonialismus bezichtigt, elementarer als jeder andere zuvor: Multikultureller Mühen abhold, verabscheuten sie „den Westen“ als hochansteckende Krankheit und zehrten von ihm zugleich wie Maulana Maudoodi, der



Betört von dem Kontinent, den er sich erschlossen hat: V. S. Naipaul Foto Barbara Zanon/Getty

in Pakistan hysterisch seinen allem überlegenen Fundamentalismus predigte und sich – des medizintechnischen Know-hows wegen – in einem Krankenhaus in Boston behandeln ließ. Bei Naipaul war nicht der Islam eine Obsession Europas, sondern Europa eine Obsession des Islam. Und die Furcht seines amerikanischen Publikums angesichts von 9/11 beschwichtigte er in unverfroren olympischer Gelassenheit mit der zitierreifen Sentenz, die Terroranschläge auf das World Trade Center seien „eine Kriegserklärung von Menschen, die vor allem eines wollen: eine green card“.

Ein „braunhäutiger Verräter“ für die einen, ein „Lakai“ der britischen Oberschicht und ein „Snob“, ist Sir Vidia für die anderen der nüchtern heroische Niemand in Polyphems Höhle aus Homers Odyssee, der sich noch in der gräflichen Stille von Wiltshire wie auf dem Pazifik ausgesetzt sieht, ein Allesanzweifler von nirgendwo und überall, der jederzeit einen Abgrund sieht, wenn er neben sich blickt, und nichts so heillos fürchtet wie den Treibsand tyrannischer Platitüden, das Versagen, Scheitern, den Schiffbruch, mit dem er einst selbst an der Küste Englands gestrandet war. Auf seinen ersten Reisen durch Afrika war er Zeuge geworden, wie man – in berechtigter Verbitterung – leichterhand Zivilisationen zu Fall bringen kann, die belgischen Städte Ruandas und des Kongo Joseph Mobutus, ohne dass auf den imperialen Ruinen dann wirklich Eigenes, Neues errichtet worden wäre.

„Verachte die Unterdrückung, fürchte die Unterdrückten“ – in keiner anderen Maxime Naipauls spricht sich wuchtiger aus, wie bis in die eigenen Venen schmerzhaft gespalten er sich auch jetzt in seinem „Afrikanischen Maskenspiel“ angesichts der Geschichte eines Kontinents fühlt, für deren Bewohner der Kolonialismus Segen und Erbfurch in einem war: Die britische Kolonialherrschaft im geschichtsvergesenen Uganda erscheint als friedvolles Intermezzo zwischen König Sunnas Pyrami-

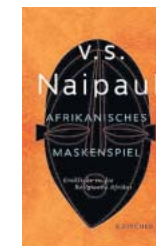
den aus Menschenknochen und Idi Amins Fleischerhakendiktatur, und die Sklaverei einmal nicht als Erfindung der Europäer, sondern zur hauseigenen Demütigung des Kontinents als Handel von Schwarzen für Schwarze; die besonders profitbewussten Aschanti in Ghana verfielen darauf, als sie ihre eigenen Landsleute entführten und an meistbietende Stammesfürsten verkauften, ehe das offenbar doch nicht ganz so niederträchtige England ihnen Einhalt gebot.

Man sieht: Naipaul hat, wie stets, auch hier das letzte Wort und zitiert dennoch afrikanische Zeugen mit unwiderstehlicher Geduld und Besonnenheit, um flüchtige Blicke hinter die Masken der vielen Glaubensvorstellungen zu werfen. Die Willkür seiner Übellaunigkeit, die ihn in Indien zuweilen allzu Shere-Khan-gleich befallen konnte, weicht einer zusehends verwitternden Ungläubigkeit und staunensbereiten Ehrerbietung: Ihn betört die Religion der Yoruba, der Kult um die Göttin Osun Osogbo, den er so wohltuend gegen die ihm verhasste muslimische Misogynie ausspielen kann. Zugleich betrauert er eine von Magie und Hexerei angstfiebzig durchherrschte Welt fahler Hoffnungslosigkeit, die zu einer fast paranoiden Anspannung zwingt und die einzig die Pygmäen, Meister des Waldes, überwunden haben, glücklich, sanftmütig und wissensschwer: „Wenn bei uns ein alter Mensch stirbt, sagen wir, eine Bibliothek ist abgebrannt.“ Dann aber wieder beschleicht ihn der Verdacht, die Afrikaner würden sich – vom Schimpansen über Elefanten, Katzen und Krokodilen, bis zu den Fledermäusen, in denen der Ebolavirus lauert – ausnahmslos durch die gesamte Fauna ihres Kontinents essen: Offenbar ein Inbild unennbaren Schreckens für Naipaul, der seine Herkunft aus dem missionsfernen Hinduismus erst gar nicht verleugnen will.

So wirken die nach Uganda importierten Großreligionen, Christentum und Islam, auf Naipaul wie eine Seuche, die als Trost lediglich die Vision eines Lebens

nach dem Tode mit sich schleppte: „Sie heilten nichts, lieferten keine endgültigen Antworten, machten jeden nervös, fochten falsche Kämpfe aus und verengten den Geist.“ Darin sind alle Kontinente sich gleich: Naipaul weiß, dass er dasselbe auch über die Geschichte des Abendlands schreiben könnte, das mit Kruzifixen, Gebetsketten und anderen Amuletten die herzlose Leere des Universums verhängt.

Bei Joseph Conrad war Afrika nichts weiter als der Kontinent der ureigenen, satanisch wilden Finsternis, und das einzige Licht, das die Europäer jemals in das Dickicht werfen würden, war die Positionslaterne der eigenen Schiffe vor den Küsten Afrikas: ein Licht am Eingang des Tunnels, kalt und schwach. Die Welt, die sich Naipaul erschlossen hat, nimmt ihn auch für sich ein, und so schleudert er im Anfang wie Schluss seines wohl letzten Reiseberichts Europa einen schlichten Bannspruch entgegen: Es hätte den Kontinent sich selbst überlassen sollen, statt ihn mit Bibel, Koran und jener Apartheid zu misshandeln, die ihn nun dazu zwingt, im Schwarzsein und einem verkehrten Rassismus einen wüsten und zerbrechlichen Halt zu finden, aus dem sich nichts Besseres machen lässt, als weiterhin der Spielball eines weiß auferlegten Unglücks zu sein. Gleich wie es in Südafrika über ein Jahrhundert keine Lebensgarantien für die Schwarzen mehr gab, werden die Weißen einen wesentlichen Teil ihrer Identität verletzen müssen, damit die Agonie fortwährender Bürgerkriege und Epidemien ihr von Anbeginn der Menschheit an verdientes Ende findet.



**V.S. Naipaul:
„Afrikanisches
Maskenspiel“.**
Einblicke in die
Religionen Afrikas.

Aus dem Englischen von
Anette Grube. S. Fischer
Verlag, Frankfurt am Main
2011. 368 S., geb., 22,95 €.